

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementspreis pro Monat inkl. Bringerlohn 60 Pfg., bei Selbstabholung 50 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage „Neue Welt“ inkl. Bringerlohn 75 Pfg., bei Selbstabholung 60 Pfg. — Durch die Post bezogen (Vollzeitungsliste Nr. 4841) vierteljährlich 1.80 M., für 2 Monate 1.20 M., für 1 Monat 60 Pfg. exkl. Bestellgeld.

Chefredaktion:
Dr. Bruno Schoenlant.

Inserate werden die 5spaltige Zeile oder deren Raum mit 20 Pfg. berechnet. Vereinsanzeigen 15 Pfg. — Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Betrag ist im Voraus zu bezahlen. — Inserate müssen bis spätestens 9 Uhr früh in der Expedition aufgegeben sein. — Aufgebundene Inserate können nicht wieder zurückgezogen werden.

Die Leipziger Volkszeitung erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag und Expedition: Mittelstraße 6. Geschäftszeit 8—12 und 2—7 Uhr, Sonn- und Feiertags geschlossen. Redaktion: Mittelstraße 6, part. Sprechstunde: 6—7 Uhr, Sonn- und Feiertags geschlossen. — Telefon: Amt I. 2721. Telegrammadresse: Volkszeitung Leipzig.

Des Himmelfahrtsfestes wegen erscheint die nächste Nummer der Leipziger Volkszeitung Freitag den 20. Mai.

Leipzig, 18. Mai.

Das Arbeitersekretariat Nürnberg, eine der bedeutendsten Schöpfungen des so früh dahingegangenen Carl Willenberger, über dessen Tätigkeit in früheren Jahren an dieser Stelle berichtet worden ist, veröffentlicht jetzt seinen dritten Jahresbericht. Er ist nicht eine trockene und leberne Zusammenstellung von leblosen Zahlen, sondern ein anschaulicher Ausschnitt aus der Fülle des gewerblichen und sozialen Lebens einer modernen Groß- und Industriestadt und dabei die denkbar schärfste Kritik der Praxis der deutschen Sozialgesetzgebung.

Damit hinfort das Geschäftsjahr des Arbeitersekretariats mit dem Kalenderjahre zusammenfällt, umfaßt der diesjährige Bericht ausnahmsweise einen Zeitraum von 14 Monaten, nämlich die Monate November und Dezember 1896 und das Geschäftsjahr 1897. Die Personenfrequenz des Instituts ist in der Berichtszeit wiederum erheblich gestiegen: es haben im ganzen 13101 Personen das Bureau in Anspruch genommen, was einer durchschnittlichen Tagesfrequenz von 37 Personen gegen 28 im Jahre 1895/96 entspricht. Diese Tagesfrequenz allein läßt schon einen Schluß zu auf die erhebliche Menge von Arbeit, die im Sekretariat geleistet worden ist, ebenso aber auch auf die Dringlichkeit des Schutzbedürfnisses in der arbeitenden Bevölkerung. Was die Lebensstellung und den Beruf der anfragenden Parteien betrifft, so waren 78 Proz. von ihnen männliche Arbeiter und Dienstboten, 16,69 Proz. Arbeiterinnen und weibliche Dienstboten, im ganzen 92 Proz. Angehörige der Arbeiterklasse; 46,41 Proz. waren gewerkschaftlich organisiert.

Interessant und auch für weitere Kreise von großer Bedeutung sind die Angaben des Berichtes über die Handhabung der sozialen Gesetze. Gleich bei den an erster Stelle stehenden Angaben über die Unfallversicherung wird folgende charakteristische Bemerkung eingeschoben: „Im allgemeinen ist zu konstatieren, daß die Reklamation der Berufsgenossenschaften, den Verletzten die Rente so schmal als möglich zuzumessen, eher zu- als abgenommen hat.“ Und so bestand denn auch ein erheblicher Teil der Tätigkeit des Sekretariats in der Unterstützung von entschädigungsberechtigten Proletariern bei ihrem Kampf um die Rente.

Häufig nehmen, wie bekannt, die im Auftrage der Berufsgenossenschaften thätigen Ärzte eine höchst sonderbare, den Arbeitern feindliche Stellung ein. Der Bericht hat darüber: „Es wird in dieser Beziehung auch nicht eher eine Besserung eintreten, bis zur Festsetzung der durch eine Verlegung im Verufe herbeigeführten Erwerbsbeschränkung Fachleute, Arbeiter und Arbeitgeber, herangezogen werden. Das läge auch im Interesse der Ärzte selbst: sie würden dann von dem vielfach gehegten Verdachte befreit, bei Abgabe ihrer Gutachten einseitig nur die Interessen der Berufsgenossenschaften wahrzunehmen. Dieser Verdacht ist gewiß nur in den seltensten Fällen berechtigt, aber erklärlich, wenn man berücksichtigt, wie manche Ärzte bei Abschätzung der Erwerbsbeschränkung verfahren. Da wird z. B. die völlig verstümmelte, aber noch mit einem Finger versehene rechte Hand einer Arbeiterin nur zu 40 Prozent erwerbsbeschränkt begutachtet.“

„Originell“ nennt der Bericht einen Fall, in dem ein Arbeiter in einer Augenklinik behandelt wurde, wobei eine wesentliche Beschränkung der Sehkraft festgestellt wurde; als der Arbeiter trotzdem mit einem Rentengesuch abgewiesen wurde, stellte sich bei genauer Nachforschung heraus, daß ein Gutachten des Vorstandes jener Klinik dem Arbeiter vollen Sehkraft zugesprochen hatte. Dieser Arzt hatte den Arbeiter aber überhaupt niemals gesehen, da er von einem Assistenten behandelt worden war! „Derartige Fälle“, so sagt dazu der Bericht des Sekretariats, „können Dutzende angeführt werden; mitunter stimmen die ärztlichen Gutachten geradezu zur Heiterkeit.“ Einige dreißig solcher „heiterer Fälle“ werden mehr oder weniger ausführlich dargestellt, — man beachte wohl: sie haben sich im Laufe von nur 14 Monaten und nur in und um Nürnberg abgespielt; danach mag man sich das Bild vom „Segen der Sozialgesetzgebung“ weiter ausmalen. . . .

Hat nun ein verletzter Arbeiter glücklich eine ärztliche Feststellung seines Unfalles erreicht, dann beginnt für ihn vielfach erst die rechte Leidenszeit: Monate und Monate, ja häufig Jahre können vergehen, bis er in den Genuß seiner Rechte kommt. Der Bericht erwähnt unter anderem den Fall eines Zimmermannes, in dessen Sache die bayerische Baugewerkschaft am 10. Juni 1895 den ersten Bescheid erließ; da sich drei Berufsgenossenschaften um die Rentenabkehrung stritten, so gelang es erst am 2. Januar 1908, ein Urteil des Reichsversicherungsamtes herauszuziehen, wonach die land- und forstwirtschaftliche Berufsgenossenschaft zur Rentenzahlung verpflichtet ist. Nach 2 1/2 Jahren weiß der Verletzte nunmehr, daß er eine Rente erhalten soll —

nun beginnt der Krieg über die Höhe der Entschädigung! Da ist es wirklich schlimm, keine Satire zu schreiben. Kommt hinzu noch die Neigung der Berufsgenossenschaften, die Verletzten zur Heilung sogenannten „Rentenquetschen“ zu übergeben. Was der Bericht über eine in Nürnberg bestehende Anstalt dieser Art sagt, das ist nur geeignet, den Willen der Arbeiter gegen solche Zwangsheilanstalten zu verstärken.

„Betrifft man eine derartige Heilanstalt“, heißt es da, „so schaudert man unwillkürlich zurück, denn nicht in einer Heilanstalt, sondern in einer Folterkammer glaubt man sich zu befinden. Maschinen für alle möglichen Körperbewegungen, teils durch Hand- oder Fußbetrieb in Funktion gesetzt, für Ausziehen, Dehnen und Belastung aller möglichen Körperteile eingerichtet, zum Teil sogar durch mechanische Kraft bewegt, finden sich vor, an ihnen arbeiten die Verletzten nach Anordnung des Inhabers der Heilanstalt. Es ist ganz zweifellos, daß vielfach körperliche Entartungen durch diese Übungen geheilt werden können; nicht minder richtig ist, daß bei Anwendung dieser Heilmethode schwere Uebergrieffe möglich sind, und es ist daher begreiflich, wenn viele Verletzte diese Anstalten verlassen, selbst auf die Gefahr hin, die Rente zu verlieren, wenn die Verletzten im allgemeinen für solche Heilanstalten die von uns eingehend erwähnte Bezeichnung „Folterkammer“ haben.“

Selbst wenn zugegeben wird, daß die Verletzten und zwangsmäßig „Geheilten“ in dem einen oder anderen Falle übertreiben, so erscheint doch die Forderung durchaus berechtigt, daß einmal Verletzte ohne ihre Zustimmung nicht in solche Anstalten überführt werden dürfen, und daß andermal diese Heilanstalten der staatlichen Aufsicht unterstellt werden.

Der Bericht über die Fragen der Krankenversicherung bietet weniger allgemeines Interesse, es sei denn die wiederholte Feststellung wichtig, daß die sogenannte „freiwillige“ Gemeindevertretung Nürnbergs, deren vollkommene Verständnislosigkeit in Sachen des Arbeiterwohles weit im Lande bekannt ist, hartnäckig an der ungünstigsten Form der Versicherung, der Gemeindeversicherung, festhält; das ruft in der Arbeiterschaft der Stadt um so größere Erbitterung hervor, als die Gemeindeversicherung ihre Leistungen auf das gesetzliche Minimum beschränkt. „Die Stellung der Arbeiterklasse zu den verschiedenen Sozialgesetzen würde“, sagt dazu der Bericht, „eine weitaus freundlichere, das Vertrauen in die Möglichkeit durchgreifender sozialer Reformen gehoben werden, wenn man sich endlich entschließen könnte,

Seuilleton.

Rheinlandstöchter.

Roman von C. Viebig.

„Wie et is so is et,“ fuhr Wefa fort, „wenn't Winter is, kann de Sonn net immer scheinen, aber se kommt ja wider un denn un denn!“ — sie that einen Atemzug, daß sich die volle Brust spannte, und schlug sich darauf — „hier drinn sibt ebbes, dat macht mich e so froh! Fräulein!“ — sie wandte Nelda das Gesicht zu, rot war es vom Herdfeuer angeglüht — „eh han alleweil en Schatz — ha ha ha ha ha — is et net dän, dann is et dän, mer muß nehmen, wat sich biet! Mannsleut giebt et ja genug, un wosor sin dann die Mädcher da?“

„Über, Wefa!“
„Jesse, wat dann, Fräulein? Sünd' is et net, un wenn et Sünd' wär, schdn is et awer! Et, un dann gehn ich in de Kirch un beichten, un den Herr Kaplak giebt mer Gebetcher auf, den Rosenkranz un die Altanei oder so ebbes, die beten ich un dann is et all gut. Un dann bin ich froh un gesund wie die Forellcher unnen im Bach, un wat de Deut sagen!“ — sie spreizte die Finger an die Nase und wirbelte sich auf dem Absatz herum — „unser Herr Bürgermeister sagt, dadran muß mer sich net lehren — un selig werden ich doch!“

War sie nicht schon selig?
Die blühende Gestalt in dem einfachen Rock predigte Nelda eine Moral, die mit der angelegenen nicht in Ein-

klang stand. Und dazu die starke Natur ringsum, das Fernsein von der Welt, die Stimme im eigenen Herzen, die nach Erlösung schrie! Wie in Angst konnte Nelda mit beiden Händen um sich schlagen — nur nicht, nur nicht!

Es war was in ihr erwacht, das geschlafen hatte; selbst die Klöße des Geliebten hatten das nicht geweckt. Unter denen war sie geblieben wie der unbetretene Schnee; vielleicht weil ihnen jenes Unbeschreibliche fehlte, was den Kuß zur intimsten Berührung, was den Mann zum Gatten macht, wenn er es auch noch nicht ist.

Zum erstenmal hatte dies seltsame Gefühl bei ihr angeklopft, als sie an jenem Abend zu Namer eilte, als sie den Raum betrat, den er bewohnte, als sie in zitternder Erregung die Arme um ihn schlang, aufgelöst in Wangen, Freude, Schmerz — aber es hatte nur angeklopft; Stolz, Verzweiflung hatten das Gefühl erstickt, es war fortgeschwemmt in ihren Thränen, mit ihrer ganzen großen reinen Liebe. Die Liebe war fort, aber das andere dafür gekommen.

Manchen Abend lag Nelda wachend in ihrem Bett, draußen heulten die Eifelwinde ums Haus und rüttelten am Fenster; die Einsame zog schauernd die Decke fester um ihre Glieder. Sie fürchtete sich; wovor? Nicht vor dem Sturm, der die Dachziegel klappernd herunterwarf und die Straße entlang sauchte — ihr wallte das Blut in den Adern, ihr Herz hatte ein zuckendes Klopfen. Sie drückte die Augen zu und dachte an seine Rüsse — nein, nicht an die seinen, an Rüsse überhaupt!

Sie hob die Arme und streckte sie im Dunkel verlangend aus, nicht nach ihm — nach einem überhaupt! Ihr Herz klopfte zuckend, das Blut wallte stürmischer, eine brennende Abte stieg in ihr Gesicht; mit halbgeöffneten Lippen lag sie, Thränen der Sehnsucht tropften aus ihren Augen.

So schlief sie ein.

Und am Morgen nach wirren Träumen kam die Scham, eine andere Scham, als die sie empfunden hatte nach ihrer Verschmähung durch den Geliebten; damals war's noch eine stolze Scham, jetzt eine tief erniedrigende.

In banger Scheu faltete Nelda die Hände und betete mit heißer Inbrunst auf der Flucht vor sich selber.

Es war im Dallmerschen Haus nicht Mode, viel von Religion zu sprechen. Dame Jünglein hatte ganz recht, bei gemischten Ehen zerrt immer ein Teil den anderen herum, oder beide sind lau; hier war das letztere der Fall. Er, der Regierungsrat, war weder Katholik noch Protestant, er hatte sich eine eigene Religion zurecht gezimmert; er sprach nicht darüber und legte auch keinem anderen etwas in den Weg, aber es influirte doch — und die gute Rätin ging so unter in den vielen kleinen Sorgen des Tages, die hatte nicht Zeit, himmlische Betrachtungen anzustellen, die rief den lieben Gott nur an, weil's doch mal Sitte war. Nelda lernte erst mit der Liebe beten.

Da schmeichelte sie um Gott herum wie ein Kind um den Vater, sie wollte ihm was abbeteln; im höchsten Glücksgefühl hatte sie die Hände gefaltet: „Gott, Du bist so gut!“ — nun, in tiefster Bedrängnis umherirrend, rang sie die Hände: „Gott, wo bist Du?“

Sie suchte, aber nicht in der nüchtern verständigen Formel des Protestantismus. Um die Kirche mit der Wehrauchtluft und der mythischen Dämmerung schwirrten ihre Gedanken wie Falter um die Lampe im Dunkeln. — „Da beten ich meine Gebetcher, den Rosenkranz un die Altanei, dann is et all gut un selig werden ich doch“, sagte die Wefa. —

Es war nicht das erste Mal, daß Nelda wie heut in der Kirche zu Manderstaid saß.